



BERGSTEIGER
DÖRFER



Ideen – Taten – Fakten Nr. 11

10. Jahrestagung Bergsteigerdörfer, Steinbach am Attersee / Oberösterreich, 12. – 15. Oktober 2017

Gemeinschaft – Lebensqualität – Kreativität

Die Kultur der Bergsteigerdörfer

Schiach bauen – nein danke!

Gedanken zur Kultur des Gebauten in der Wechselbeziehung zur regionalen Identität

Doris HALLAMA
Technische Universität München

Einführung

Der Titel, der uns ganz locker daher zu kommen scheint, ist gleichzeitig überraschend speziell. Wenn ich KollegInnen in München von diesem Vortrag erzählte, mussten sie schon beim Titel nachfragen: Schiach – was soll das heißen? Nun ist unsere Sprache ja eigentlich dieselbe. Wir kennen zwar auch alle die jeweiligen Eigenheiten, pochen sogar manchmal darauf – hier Marillen, dort Aprikosen usw. –, aber in Wirklichkeit hat sich das Deutsch zwischenzeitlich sehr angeglichen, die Unterschiede sind marginal und selten bedeutend. Aber dann: schiach. Münchner-Innen wissen wirklich nicht was das heißt. Ich übersetze also: hässlich. Nur, „Hässlich bauen – nein danke?“, das ist dann doch nicht ganz das gleiche, nicht ganz was ich meine. Hässlich kommt von „mit Hass, feindselig“ wohingegen schiech von „scheu, verzagt“ abstammt¹. Das eine ist quasi aktiv hässlich, das andere passiv. Darin stecken Unterschiede – außerdem möchten wir „schiach“ nicht missen; würden es nicht freiwillig gegen hässlich tauschen und auch behaupten, dass hier Unterschiede bestehen die uns lieb und teuer sind.

Solche Worte und Eigenheiten sind Teil unserer Kultur, unserer Sprachkultur – wir identifizieren uns damit und dabei werden sie zu einem Teil unserer regionalen Identität. Mit diesem Beispiel ist es einfach. Auch oder gerade im Vergleich mit der Sprache in Deutschland sind Unterschiede immer einfach zu veranschaulichen. Das ist aber nicht worauf ich hinaus will. Gerade im Gegenteil, geht es mir darum die Kleinigkeiten, die Feinheiten zu beachten und zu achten, genau hinzusehen und sich nicht mit Oberflächlichkeit abspeisen zu lassen. Ich würde die Kultur also gerne als etwas bezeichnen, das mit Achtung zu tun hat. Mit der Achtung dessen was im jeweiligen Kulturbereich eben die Voraussetzungen bilden.

Was ist Baukultur?

Nun geht es in meinem Beitrag um Baukultur und im Zusammenhang damit um regionale Identität. So klar auf den ersten Blick erscheint, dass die beiden Felder miteinander zu tun haben, so schwierig ist deren Beziehung in Wirklichkeit geworden. So wenig ernstgenommen scheint

der Zusammenhang dieser beiden Kategorien zu sein, wenn es tatsächlich ums Bauen geht. Und bevor Sie auch auf den Gedanken kommen, das ginge Sie nichts an – Baukultur wäre etwas Abgehobenes, etwas das mit Architektur zu tun hat und damit, landläufig fälschlicherweise missverstanden, wiederum entweder nur für Reiche oder für Baudenkmäler relevant ist: Wie bei der Sprache oder beim Essen bildet auch beim Bauen einfach das was wir daraus machen, also bauen, unsere Baukultur. Wenn wir etwas bauen, ist es Teil unserer Kultur. Und das betrifft uns natürlich alle. Ob wir was schön oder schiach machen, bedacht oder unbedacht, gekonnt oder schlecht – nach allein ökonomischen Grundsätzen oder nach handwerklichen, nach Materialeigenschaften oder nach Oberflächen, entscheidet über unsere Umgebung, über unsere Innen- wie Außenräume. Es entscheidet darüber, was gebaut ist, aber auch darüber was wir mit dem Gebauten und welches Wissen wir vom Bauen vermitteln und weitergeben werden.

Was mich hierbei allerdings unendlich verblüfft, ist – und das sollte der Vergleich mit den sprachlichen Eigenheiten deutlich machen –, dass beim Bauen offenbar niemand Probleme damit hat, sich das gleiche Haus, ein Modell Toskana oder ein Modell Tirolerhaus beispielsweise, zu bestellen wie tausende andere (Abb. 1).

Und dessen größte oder einzige Qualität also ist, völlig losgelöst von dem Ort an dem die jeweiligen Eigentümer leben immer gleich zu funktionieren sowie aufgebaut werden zu können. Beim Bauen, bei diesen viel größeren, viel offensichtlicheren und für das Leben und Lebensgefühl – für die Identität also – viel bedeutenderen Dingen, ist das Verständnis und eben das „Gefühl“ von dem was passt, was gut ist und anknüpft an seine Umgebung, irgendwie verlorengegangen.

Nun werden mit den Stichwörtern „regionales Bauen“ und „identitätsstiftendes Bauen“ meist traditionelle Bauten assoziiert. Man denkt an Bauernhäuser mit Stuben und Ähnliches. Neubauten gehören da jedenfalls selten dazu. Wir stimmen zwar alle überein, dass ein altes Bauernhaus gutes Bauen verkörpert – aber wie hilft uns das weiter? Welche sind denn Prinzipien oder Kriterien für gutes, qualitativvolles Bauen? Kriterien also, für ein Bauen mit dem man sich identifiziert, das typisch ist, das an den jeweiligen Ort des Bauens, in die Landschaft passt?

¹ Duden: Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. 32001 Dudenverlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, Band 7, S. 319

Wir haben schon einiges über materielle und immaterielle Kultur gehört. Beim Bauen sind beide Aspekte von Bedeutung: Materiell ist einerseits klar, damit ist das materialisierte Gebäude gemeint, aber auch der physische Standort, das Baumaterial usw. Die immateriellen Eigenschaften sind jedoch genauso bedeutend. Architektur ist immer auch eine Ausdrucks- und Darstellungsform. Ein Bauwerk vermittelt Wissen über seine Produktion, über Arbeitstechniken und Handwerk, es tritt in Beziehung mit der Umgebung und vermittelt ein Lebensgefühl, eine Position der Bewohner gegenüber dem eigenen Standort, gegenüber der Umwelt mit ihrer Geschichte..

Alpine Landschaft als Bezugspunkt für regionale Identität

Ich möchte in dem Vortrag einen speziellen Aspekt für diese Fragen herausgreifen und das ist der Standort – im weiteren Sinne also die alpine Landschaft als Bezugspunkt für Baukultur. Im Grunde geht es darum, aus der Landschaft heraus und passend in die Landschaft oder Region hinein zu bauen. Jeder hat schon einmal gesagt, etwas passe nicht in die Landschaft. Aber außer damit einem Gefühl Luft zu machen, ist damit meist wenig gesagt.

Was ist konkret gemeint mit einer Baukultur, die standortbezogen, landschaftsbezogen ist? Dieser Bezug kann auf beiden Ebenen gesetzt werden: es kann eine immaterielle und oder materielle Beziehung zum Ort, zur Landschaft hergestellt werden. Ortsbezug kann somit ganz konkret physisch-materiell gemeint sein, aber er ist auch visuell gemeint.

Es ist immer auch das Bild von Bedeutung, das ein Gebäude vermittelt. Allerdings sind damit nicht Vorblendungen gemeint, sondern Form und Proportion, die Dachform, oder auch der Ausdruck, der über Material vermittelt wird.

Dazu möchte ich Ihnen einen Text vorstellen, der von Adolf Loos vor mehr als 100 Jahren verfasst wurde:

„Regeln für den der in den Bergen baut

Baue nicht malerisch. Überlasse solche Wirkung den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Mensch, der sich malerisch kleidet, ist nicht malerisch, sondern ein Hanswurst. Der Bauer kleidet sich nicht malerisch. Aber er ist es.

Baue so gut wie du kannst. Nicht besser. Überhebe dich nicht. Und nicht schlechter. Drücke dich nicht absichtlich auf ein niedriges Niveau herab, als auf das du durch deine Geburt und Erziehung gestellt wurdest. Auch wenn du in die Berge gehst. Sprich mit den Bauern in deiner Sprache. Der Wiener Advokat, der im Steinklopperhansdialekt mit dem Bauern spricht, hat vertilgt zu werden.

Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn sie sind der Urväterweisheit geronnene Substanz. Aber suche den Grund der Form auf. Haben die Fortschritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbessern, so ist immer diese Verbesserung zu verwenden. Der Dreschflegel wird von der Dreschmaschine abgelöst. [...]

Sei wahr! Die Natur hält es nur mit der Wahrheit. [...]

Fürchte nicht, unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten,

sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr inneren Zusammenhang als die Lüge, die neben uns schreitet.“²

Ein Südtiroler Architekt hat die Essenz der Zeilen treffend zusammengefasst:

„Erfasse also das Wesentliche des Kontextes und der Bautradition, nutze die technischen und gestalterischen Möglichkeiten der Gegenwart, um das beste Ergebnis zu erzielen. Übertreibe nicht, verzichte aber auch nicht auf Poesie und auf Tiefgang.“³

Dabei kann man sich sehr wohl vieles von historischen Gebäuden anschauen, so wie es beispielsweise bei der Olpererhütte der Fall ist (Abb. 2). Diese besteht aus einer einfachen Hausform – rechteckig mit Satteldach, ganz ohne Dachüberstand. Der Bau steht auf einem Kellersockel, erhebt sich darüber zweigeschossig und wird im Erdgeschoß erschlossen. Zusätzlich aber kommt man über eine Brücke auf der Giebelseite direkt vom Gelände ins obere Geschoß. Ein Zugang wie ihn Bauernhäuser traditionell für die Tenne haben. Dieser wird hier übernommen, ganz einfach und unpräzise, weil es eine klare hilfreiche Angelegenheit ist für die Erschließung eines Hauses am Hang. Auch der Steinsockel mit vorgelagerter Terrasse ist als Motiv entlehnt und wurde für die heutige Architektur übernommen und interpretiert. Es ist eine Form, die bei Almen zu finden war, um die Tiere zu versammeln. Heute sind es eben Gäste.

Der eigentlich tragende Sockel ist mit Witz überspitzt. Das Haus kraxelt darüber hinaus aus. Es dreht sich so in die Landschaft, wie es für den heutigen Zweck, die Bauaufgabe, am besten ist. Im Vordergrund steht, was für die Funktion des Hauses wichtig ist: nämlich innen wie außen die Aussicht, der Blick auf die Berge, der visuelle Genuss der Berglandschaft. Es gibt keine landwirtschaftlichen Notwendigkeiten mehr dafür, außerdem ist es technisch möglich. Wir können also bauliche, traditionelle Aspekte übernehmen, aber auch weiterentwickeln – und das, ganz ohne uns anzubiedern. Neu ist auch das Panoramafenster. Fenster müssen heute nicht mehr klein sein, sie sind bezüglich Wärmedurchgang nicht schlechter als die Wand. Das führt zu einer Weiterentwicklung der traditionellen Form des einfachen Hauses, das in klimatischen Verhältnissen, wie jenen der Olperer Hütte, lange Zeit mit viel Wand und wenig Öffnungen errichtet wurde. Das Beispiel ist also an die Region und die Landschaft gebunden, weil es Traditionen aus Bauten mit ähnlichem Standort übernimmt. In Form, Proportion und formalen Elementen lehnt es sich an Bekanntem an und entwickelt sie weiter.

Nun sind Schutzhütten oder Alpenvereinsgehütten überhaupt ein brauchbares Beispiel um die Themen Landschaftsbezug und typisches Bauen zu besprechen, da sie besonders mit Bedeutung aufgeladen, außerdem deren Standorte im Hochgebirge ökologisch aber auch symbolisch besonders sensible sind. Ein weiteres Beispiel dafür bildet der Ersatzbau der Seethalerhütte im Dachsteingebiet (Abb. 3).

2 Adolf Loos, Sämtliche Schriften, hrsg. v. Franz Glück, Wien, München: Herold 1962, Band 1, S. 329–330

3 Alberto Winterle: Sfide in alta quota, in: Turisbabel 10/2012, S 4-7.

Der Entwurf für diese Hütte ist aus einem Architekturwettbewerb als Siegerprojekt hervorgegangen und wird seit dem Sommer 2017 realisiert. Ich sage gleich vorweg, auch sie wird, wie ich meine, ein gelungenes Bauwerk für die Aufgabe der Schutzhütte und für diesen speziellen Standort am Dachstein werden.

Soll man Bauten schaffen, die ein flüchtiges Gefühl von Tradition vermitteln, indem sie hinter vorgeblendeten Holzverkleidungen ihre eigentliche Struktur aus Beton und moderner technischer Infrastruktur verbergen, oder sollen sie umgekehrt Ausdruck dessen sein, was die neue Technik und modernen Materialien ermöglichen?

Es ist Aufgabe der Architektur eine Aussage zu machen! Die Architektur hat über die Form – wie die Sprache – einen Ausdruck, sie zeigt also eine Position. Sie soll ihre Funktionen, technischen Innovationen und die Aufgaben, die eine Hütte heute übernimmt, lesbar machen. Und: neue Funktionen, Techniken und Aufgaben erfordern neue Aussagen – in diesem Fall vor allem zum Umgang des Alpenvereins bzw. der Sektion mit der Berglandschaft und dem Verständnis von Tourismus. Wie Loos sagte: „der Dreschflügel wurde von der Dreschmaschine verdrängt“.

Die Seethalerhütte ist landschaftsgebunden nicht, indem sie sich symbolisch oder bildlich angleicht bzw. anerkannte regionale Formvokabel übernimmt, sondern sie ist vor allem physisch-materiell landschaftsgebunden, indem die Form des Gebäudes, auch die Wahl des konkreten Standorts sowie die Positionierung im Gelände, nach ökologischen und klimatischen Grundsätzen entwickelt wurden. Ziel war es bei diesem Entwurf, das natürliche Gelände durch den Bau möglichst wenig zu verändern. Es sollte ursprünglich, aus Respekt vor dem gewachsenen Boden und Felsen, so wenig geländeberührtes Bauvolumen geben, wie möglich. Die Geschoße wachsen mit dem Gelände. Die Dach- bzw. Wandneige ist hinsichtlich Sonneinstrahlung und Energiegewinnung optimiert. Das Volumen wurde möglichst klein gehalten und verjüngt sich nach unten und oben um sich formal vor dem Gebirge zurückzunehmen.

Aber es gibt oder gab auch andere Meinungen zu diesem Entwurf. Das Gebäude wurde zu Beginn sehr kontrovers diskutiert. Die Kritikpunkte daran waren die gleichen, die ich eben als positiv beschrieben habe. Nämlich, dass sich diese Architektur nicht in die Landschaft einpasst, dass ortsfremde Materialien verwendet werden, wie die Blechfassade, und vor allem, dass sie mit der Bautradition der Schutzhütten bricht.

Traditionelle Formen sind nicht immer ortsbezogen

Nur ist das so eine Sache mit der Landschaftsgerechtigkeit genauso wie mit der Tradition der Hütten. Die Erlangerhütte beispielsweise, als nur ein beliebiges unter vielen Beispielen zu nennen, gilt sowohl als typisch alpiner und landschaftsbezogener Bau als auch ganz in Bautraditionen verhaftet (Abb. 4). Genauer betrachtet aber, sind ihre Bezüge zur Landschaft nicht konkreter als die jeder Hütte und die Tradition des Hüttenbaus eine Konstruktion.

Die Schutzhütten des Alpenvereins sind einerseits geprägt von Funktion



Abb.1: Aus dem Fertighauskatalog



Abb.2: Olperhütte, Zillertaler Alpen



Abb. 3: Seethalerhütte, Hoher Dachstein



Abb. 4: Erlanger Hütte, Ötztaler Alpen



Abb. 5: Alte Prager Hütte, Venedigergruppe

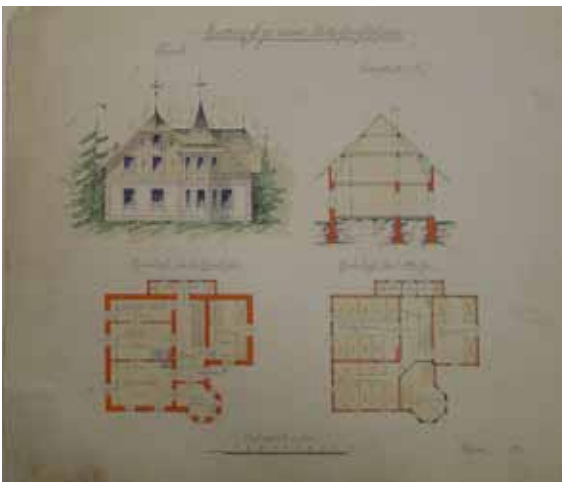


Abb. 6: Entwurf für ein Unterkunftsbaus, München, 1899

und Rahmenbedingungen und passen sich in ihren technischen Komponenten an die extremen Verhältnisse an. Sie sind somit klimabezogen, insofern landschaftsbezogen und gleichzeitig immer modern, weil sie in technischer Sicht und an den exponierten Standorten im Hochgebirge an denen sie stehen immer auch bautechnische Vorreiter sind. Und andererseits kommen sie ja aber von ihrer Idee her aus einem städtischen Kontext. Es waren reiche, alpenferne Großstädter, die die ersten Alpenvereinshütten erbauen ließen. Die Erschließung der Alpen durch Hütten war eine selbstbewusste, moderne Angelegenheit, die gewissermaßen auch zu einem Rechtfertigungsdruck führte und dazu, die Hüttenformen immer auch an Bautraditionen der Umgebung, an Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Tal anzupassen.

Die eigentlich einfache, sachliche, ortsbezogene Hütte hatte für das Selbstverständnis der Sektionen nicht lange ausgereicht. Die alte Prager Hütte wäre beispielsweise so ein sachliches und dennoch modernes Haus (Abb. 5).

Modern schon allein deswegen, weil es überhaupt dort steht wo es steht – wo es davor keine Bauten für dauerhaften Aufenthalt gab. Sachlich und ortsbezogen, weil die Hütte an einer bestimmten, nach landschaftlichen Kriterien gewählten Stelle steht, die ihrer Funktion als Schutzhütte entgegenkommt (ihre Sichtbarkeit, ihre Ausblicke, möglichst lawinengeschützt) und weil sie nur die für ihren Zweck notwendigsten Material- und Formeigenschaften aufweist (dickes Mauerwerk, kleine Fenster, zusätzlicher Lawinenschutz, festes Dach, geringster Dachüberstand u.a.)

Man hat jedoch schon sehr bald versucht, die Hüttenarchitektur – vor allem zur Identifikation der Sektionen mit diesen – an andere Gebäudevorbilder und -formen anzugleichen. An Bauernhäuser im Tal, genauso aber auch an Bauformen, die in den Sektionen jeweils regionaltypisch und traditionell waren. Es kam somit schon seit Beginn der alpinen Erschließung zu funktional nicht erklärbaren Schmuckformen. Die Hütten sind in ihrer Tradition also gleichzeitig hochgebirgsspezifisch, aber auch aufgesetzt, appliziert – mit Elementen versetzt, die aus ihrem konstruktiven und kulturellen Zusammenhang gelöst sind. Es sind, wie im Entwurf für ein Unterkunftsbaus aus München von 1899, das Türmchen, der Erker, auch die Zweiteiligkeit der Konstruktion in Mauerwerk für das Erdgeschoß und Holzbau im Obergeschoß, Elemente übernommen, die zwar aus alpiner Bautradition stammen, aber trotzdem aus anderem kulturellen und wirtschaftlichen Kontext und Bedeutung (Abb. 6).

Auch das ist genau genommen allein optische Anbiederung, die keinen baukonstruktiven oder ortsbezogenen Sinn hat – und mit den Worten Adolf Loos' ein „Hanswurst“.

Mit diesem Phänomen sind wir zwischenzeitlich generell im alpinen touristischen Bauen immens konfrontiert (Abb. 7).

So sehen wir auf der Fotografie von Hintertux das architektonische Ergebnis des Massentourismus. Was sich uns hier als alpine Architektur, als unsere Identität verkauft, ergibt letztlich ins Unendliche aufgeblasenen Konstrukte, die auf Vorstellungsbildern basieren. Die immer größer werdenden Raumvolumina werden zuerst unter sich allseitig als Giebelwände darstellende Satteldachlandschaften gepackt, mit

Mansardendächern ergänzt – unter denen sich auch Klimazentralen verbergen lassen – dann mit Türmchen versehen, die sich zudem zur Tarnung von Liftaufbauten eignen. Wenn das bewährte Gesamtbild einer alpinen bäuerlichen Kultur aber wegen der schieren Größe der Bauwerke aus dem Blickwinkel der Touristen zu verschwinden droht, werden bekannte Zeichen auf Augenhöhe und daher in Sichtfeld der Gäste heruntergesetzt: wie etwa die mächtigen Giebel, die nun als Hotelvordach dupliziert werden. Authentische Almhütten werden abgebaut, ihre patinierten Materialien dienen als Bauelemente von Hotellobby, Bar oder Wellnesszone. Oder es werden Almhütten zur Gänze versetzt: mitten in die neuen Entertainmentbezirke, wo sie als Diskotheken Orte der Lustbarkeit repräsentieren.⁴

Man kann natürlich mit tradierten Formen und Materialien arbeiten – die Frage ist nur in welchem Geist. Einen anderen Umgang mit den Vorbildern aus dem landwirtschaftlichen Bauen und der Umformung für touristische Nutzung zeigt das Beispiel des Bauernhauses in Ramsau im Zillertal (Abb. 8)

Hier wurde zuerst das alte Bauernhaus saniert, die Scheune aber durch einen Neubau ersetzt. Was früher der Stadel war, sind heute Ferienwohnungen. Der Baukörper des neuen Wohnhauses entspricht exakt dem des ursprünglichen Stallgebäudes und ist als Massivbau ausgeführt. Die Bekleidung besteht aus den unbehandelten, alten Brettern des Stalls und eines abgetragenen Stadels in der Nähe; Auch die Schiebeläden vor allen Fenstern des Zubaus sind aus den recycelten Brettern gefertigt. Auch hier wird die alte Form beibehalten trotz neuer Funktion, altes Material vor neue Konstruktion geblendet, wenn man so will. Aber hier wird subtile Arbeit geleistet, indem mit bekannten Oberflächen und Proportionen an das Alte erinnert wird, während gleichzeitig deutlich neue Elemente wie die Fenster und Schiebeläden die Grenzen zwischen Ungewöhnlichem und Gewöhnlichem verwischen.

Bauen in alpinem Gelände

Soweit die Beispiele zum Immateriellen in der Baukultur und zum Ausdruck sowie formalen Umgang mit regionalen, landschaftlichen Aspekten. Der zweite Aspekt ist noch das physische Zusammenspiel mit der Landschaft, also dem Gelände. Gerade das ist für das Bauen in den Alpen, für regionales Bauen sowie unsere Identifikation damit, nicht unwesentlich (Abb. 9).

Was zeigt uns das einfache Bauernhaus, in zugegeben schlechtem Zustand auf der Abbildung? Es ist ein unpräntiöses Gebäude, das wie selbstverständlich in einem Hang steht und dessen Architektur in verschiedenster Weise mit diesem Hang interagiert. Die Erschließung macht das ganz anschaulich. Auf verschiedenen Ebenen sind hier drei Zugänge vorhanden: jeweils ausgehend vom Hang und mit dem Hang für unterschiedliche Nutzungen und Funktionen. Aber diese Art der Einpassung kann auch ökonomisch gedacht werden. Aushübe und Geländeänderungen stellten enormen Aufwand dar. Das Haus also funktional und in seinen Ebenen aus dem Gelände heraus zu entwickeln war entsprechend ressourcenschonend. Nur hat dieses Zusammenspiel



Abb. 7: Hintertux, Foto: Michael Zinganel



Abb. 8: Bauernhaus, Ramsau im Zillertal, Arch. Martin Feiersinger



Abb. 9: Bauernhaus in Sillian/ Osttirol

⁴ siehe Michael Zinganel, der das Phänomen anschaulich und ausführlich beschreibt. In: Alpine Wucherungen. Erlebnislandschaften der Hypermoderne

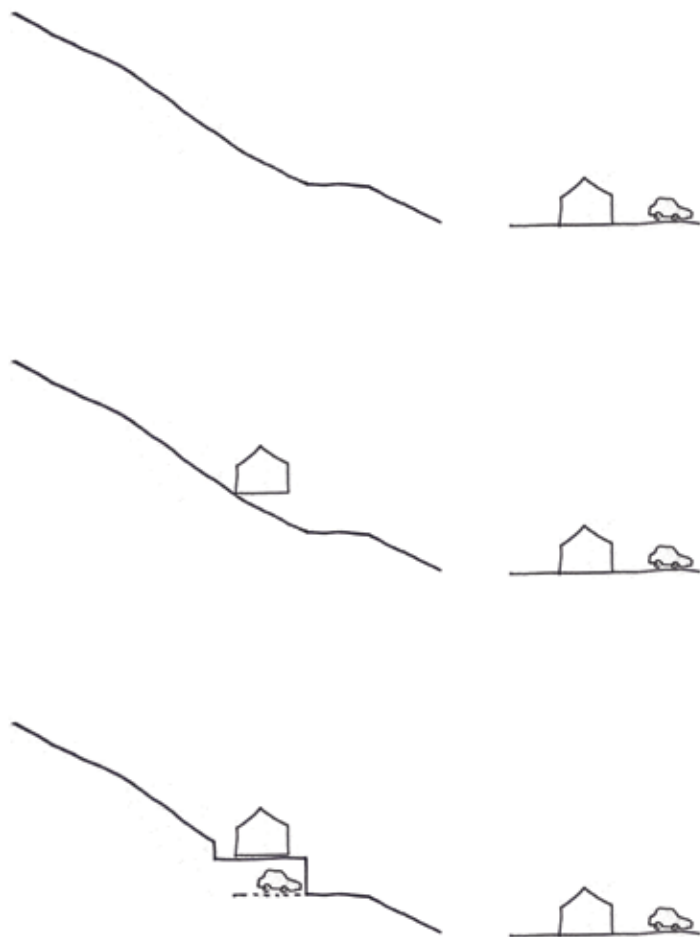


Abb. 10



Abb 11

zwischen Gebäude und Gelände natürlich dann formale Folgen. Das Haus sieht hinten ganz anders aus als vorne.

Was könnte kulturell naheliegender und identitätsstiftender sein als mit dem Gelände und der Landschaft zu bauen, in der man lebt? Seit einigen Jahren oder Jahrzehnten hat sich aber durchgesetzt, das Gelände durch unverhältnismäßig große Erdbewegungen und Sockelbauten so umzuwandeln, dass das eigentliche Haus auf einer Ebene stehen kann (Abb. 10).

Das erste Schema oben links zeigt die heute wohl allgemeingültige Vorstellung von Haus – das ohne Auto gar nicht mehr gedacht werden kann. Nun findet man, gerade in gebirgigen Regionen häufig aber eine dazu gegenläufige Voraussetzung vor – einen Hang nämlich. Gepaart mit der inzwischen üblichen Vorgehensweise, ein Haus quasi aus dem Katalog zu bestellen, führt das dazu, das Gelände und/ oder die Architektur so umzuformen, dass letztlich eine ebene Fläche vorhanden ist, auf die jedes beliebige Haus gesetzt werden kann. Und das sieht dann so aus wie auf der Abbildung 10 unten links. Dabei ist der bedeutendste Teil des Hauses im Gelände meist eine massive Beton- oder Zyklopenmauer mit integrierter Garage. So kommt es, dass wir bei Spaziergängen in den schönsten Hanglagen der Städte und Gemeinden nirgendwo mehr mit Häusern, sondern ausnahmslos mit Barrikaden, bestenfalls mit Garagentoren konfrontiert sind.

Nur: Was sagt das über unsere Baukultur aus – wenn sich das Verhältnis von Mauer und Garage zum Haus, das außerdem völlig unabhängig von dem Ort, um den es eigentlich geht, platziert ist, nicht mehr erklären lässt?

Wenn das Volumen, zumindest die verbaute Fläche für Garagen oft größer als für das eigentliche Haus ist und die Personeneingänge versteckt, uneinsichtig und im längst völlig privaten Bereich zurückgezogen sind?



Abb. 12

Es ist schließlich nicht nur Aufgabe der Architektur den Blick auf die Landschaft aus einem Gebäude in Szene zu setzen, sondern genauso wäre es hinsichtlich regionaler Identität im Sinne einer angemessenen Baukultur Aufgabe, den Blick auf die Gebäude in der Landschaft zu gestalten.

Dabei gibt es, wie wir gesehen haben, wunderbare Vorbilder mit diesen Eigenschaften von alpinen Landschaften umzugehen. Genauso gibt es natürlich auch aktuell ausgezeichnete Beispiele, die uns eine Beziehung zum Ort und zur Landschaft ganz unaufgeregt wieder vorführen (Abb.13).

Wenn auch schwer zu formulieren, es gibt zwischen Baukultur und Lebensgefühl einen Zusammenhang. Wenn wir diesen aber vergessen, geht auch das damit verbundene Gefühl verloren. Und das wäre wirklich schade.



Abb. 13: Haus Simma, Arch. Georg Bechter



Dipl. Ing. Doris Hallama ist Architektin und Kunsthistorikerin mit Schwerpunkten in der alpinen Landschafts- und Baukulturforschung. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU München.